Zeitschrift: Das Werk : Architektur und Kunst = L'oeuvre : architecture et art
Band: 50 (1963)
Heft: 9: Altstadtprobleme ; Drei Schweizer Bildhauer

Rubrik: Stadtchronik

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 06.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Conclusions

La rationalisation dans le domaine des constructions scolaires forme un tout. Elle commence par une prise de décision de la part des Autorités commandant les opérations, dans des délais qui en permettent la réalisation normale. Dans le cas particulier, le programme du premier groupe – «La Florence» – a été remis à l'architecte le 21 mars 1960 en lui prescrivant qu'un tiers des locaux puisse être occupé par les professeurs et les élèves en septembre 1961. On peut se demander si 17 mois ne sont pas bien peu de temps pour concevoir et réaliser – même partiellement – un groupe scolaire destiné à abriter finalement 840 élèves. Il serait alors regrettable que la préfabrication ait surtout été choisie comme moyen de pallier un retard de décision de la part de l'Administration.

Quoi qu'il en soit, les avantages principaux de ce choix se sont traduits dans deux domaines:

Sur le plan économique, le bâtiment de «La Florence» est considéré comme le moins coûteux de toutes les écoles construites à Genève depuis l'après-guerre. Sur le plan des délais de réalisation, le projet ayant été accepté en juin 1960, le dossier de préfabrication a été préparé de telle sorte que le contrat d'adjudication des travaux de gros œuvre de la première étape a pu être signé le 11 octobre 1960. Le chantier est resté en activité tout l'hiver, alors qu'il eût été complètement arrêté s'il s'était agi d'une construction de type traditionnel. Compte tenu du temps nécessaire aux ouvrages de finition dont la préfabrication dispense, l'architecte estime que c'est une période d'environ sept mois qu'il a gagnée sur la durée qu'aurait demandée l'exécution des mêmes ouvrages en structure traditionnelle pour atteindre le même degré de finition.

L'heureuse conclusion apportée aux exigences économiques et de rapidité d'exécution a déterminé la décision d'entreprendre la réalisation sur les mêmes bases d'un second groupe, celui de «de Budé».

Cependant, il est certain que le succès obtenu sur ce plan ne doit pas faire perdre de vue les difficultés apparaissant dans le domaine fonctionnel. Le système Barets, issu des nécessités de production de masse dans le domaine de l'habitation, n'offre pas à priori la souplesse d'autres systèmes, conçus pour répondre directement aux nécessités de l'architecture scolaire. Il semble à première vue plus aisé d'adapter ces derniers aux besoins qualitatifs de l'habitation que de réaliser l'inverse.

Ce sera la tâche des pédagogues et des architectes appelés à renouveler ces expériences, de rechercher ce que la technique seule ne peut assurer, c'est-à-dire une architecture préfabriquée, certes, mais bien adaptée aux exigences de la pédagogie moderne.

Centre International
de la Construction scolaire

Bibliographie:
- Annales de l'Institut Technique du Bâtiment et des Travaux Publics, Paris (supplément aux numéros 99/100 de mars/avril 1956).
- Cahiers du Centre Scientifique et Technique du Bâtiment, n° 38, Paris juin 1959, extrait du cahier 310.
- Europe construction, n° 4, Lille, juillet 1961

Stadtchronik

Brief aus Hamburg

«Die Hamburger brauchen einen Alfred Lichtwark, um sich für Kunst zu interessieren», erklärte man mir jahrelang aus Fachkreisen. Um so bemerkenswerter erscheinen mir zwei Neubauten, nämlich das Ernst-Barlach-Haus und das Haus des Kunstvereins.

Das *Ernst-Barlach-Haus* ist 1962 von dem Architekten Werner Kallmorgen, Hamburg, nach Anregungen des Stifters Hermann F. Reemtsma erbaut worden. Inmitten alter Buchen und Eichen im Jenischpark, in einem Vorort Hamburgs, fand man einen schönen Platz für dieses Kleinod. Der reine weiße Kubus steht wie ein Tempel in der Nähe des großen alten Herrenhauses, ohne dies zu stören noch von ihm gestört zu werden.

Das Haus liegt in einer unsichtbaren Wanne, um den Wasserhaushalt der Bäume nicht zu stören. Im unterkellerten Teil befindet sich die Klimaanlage, die die Fußbodenheizung sowie die Raumfeuchtigkeit (60% für die Hölzer) reguliert.

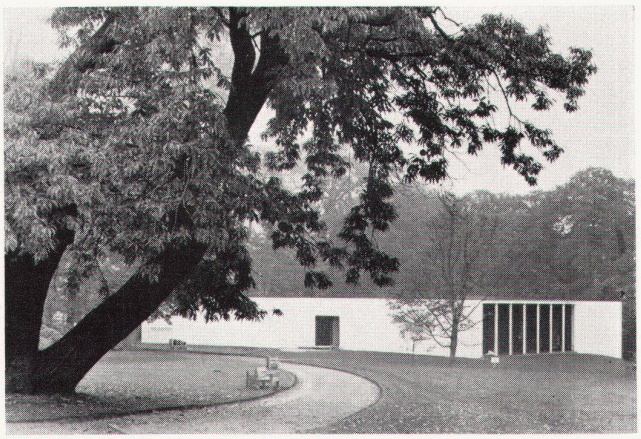
Der Bau dient zwei Funktionen. Links ruhend die permanente Sammlung, die von vier Seiten den Innenhof umschließt. Rechts daran der lebendige Teil: Empfang, Büro, aufzubauende Bibliothek, Raum für Sonderausstellungen und Vortragssaal.

Der Besucher tritt durch die weiße Fassade in den Atriumbau, in dem die dunkelbraun-graue Farbe des Basaltinasteines vorherrscht. Die Sammlung fängt mit Zeichnungen an; links Blick in den Innenhof, geradeaus das späte Barlach-Porträt von Leo König. Es schließt der kleine Raum an, der von rechts aus dem Vortragssaal als Bühne dienen kann, mit dem Fries der «Lauschenden», neun Holzplastiken, die für den Sammler und Stifter vollendet wurden. Links führt ein schmaler Gang, am Innenhof vorbei, in die nächste Ecke auf Moses zu, eine mächtige Eichenplastik von 1919, dem deutschen Volk als Ermahnung erschaffen. Wieder links schließt der große Ausstellungssaal an: dunkle Stufen und Podeste erfüllen den Wunsch des Architekten, störende Linien aufzulösen, können jedoch für versunkene Betrachter zu Fallgruben werden. Hier stehen als zwei Extreme Barlachs «Sorgende Frau» und der «Singende Mann». Es folgt die Kleinplastik, bei der die Aufstellung nach Maß und nicht nach Zeit verwirrend wirkt. In der dritten Ecke steht ein markantes Werk: «Das Wiedersehen.» Es stellt den auferstandenen Christus mit Thomas dar und wurde im Dritten Reich als «entartete Kunst» in München gezeigt. Über die Schweiz kam es zu Reemtsma. Die Nußbaumplastik wird, wie alle Hauptwerke, durch einen Tageslichtschacht von oben beleuchtet, wobei fraglich bleibt, ob Barlach die so erzielten Effekte wollte. Links eine Nische für die Teakholzplastik «Mutter und Kind». Am Modell für das Hamburger Ehrenmal, im Auftrage Schumachers entworfen, vorbei gelangt man wieder an die Eingangswand. Dieser ist eine dunkle, mit Stoff überzogene Plattenwand vorgezogen, in der eingeschnittene Nischen nochmals Kleinplastik zeigen. Links ein letzter Blick in den mit Kopfsteinen dekorativ gepflasterten Innenhof, und man ist wieder am Ein- und Ausgang.

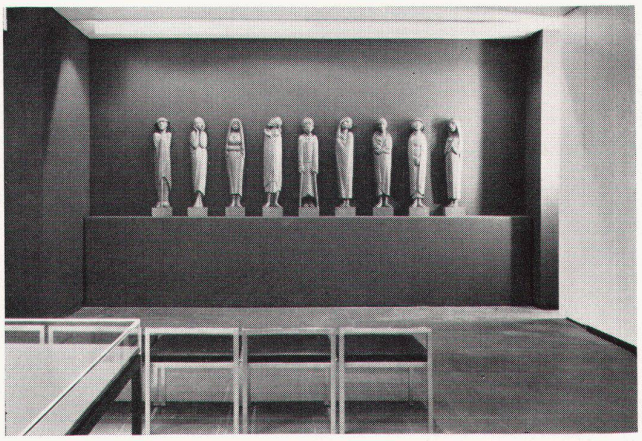
Geradeaus, also rechts vom Eingang, ist nun die Bibliothek, hinter der im Freien der «Singende Klosterschüler» und die «Frau im Wind», leider ziemlich versteckt, stehen. Es sind zweite Brände der «Gemeinschaft der Heiligen», die C. G. Heise an der Fassade der alten Katharinenkirche in Lübeck anbringen ließ.

Durch einen Raum mit verstellbaren Wänden für Sonderausstellungen kommt man in den großen Vortragssaal, der auch Empfängen, Konzerten und Theaterveranstaltungen dient. Die hundert schwedischen Stühle können in der hohlen Eingangswand gestapelt werden. Im Saal ist, wie fast im ganzen Haus, Sternhimmelbeleuchtung und indirekte Beleuchtung aus Schlitzen. Wenn das Tageslicht stört, kann die Plexiglaskuppel geschlossen werden. Die Seitenwände sind weiß, die dunkle Wand gegen die permanente Sammlung ist versenkbar. Mit einem Druck auf einen Knopf wird der kleine Raum als Bühne mit in den Saal geholt. An seiner rechten Wand steht der schon erwähnte Fries der «Lauschenden», der auf Wunsch des Stifters stets dabei sein soll.

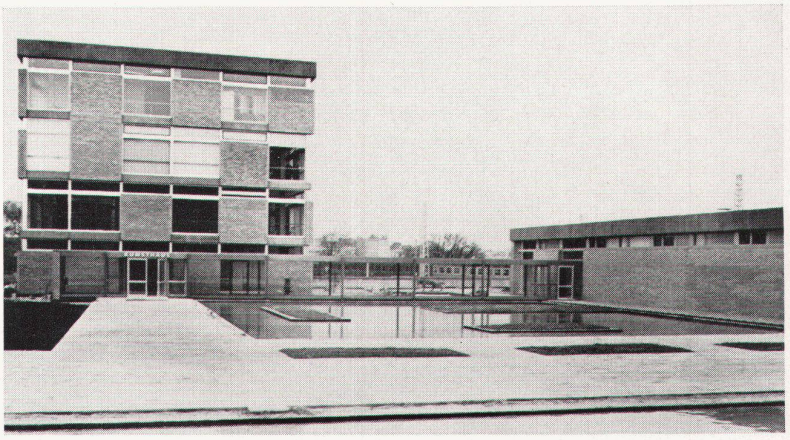
Mit dem *Bau des Kunstvereins* löste Prof. Paul Seitz, T. H. Berlin, zuvor Erster Baudirektor in Hamburg, mehrere



1



2



3

1
Das Barlach-Museum im Jaenisch-Park, Hamburg

2
Ernst Barlach, Fries der Lauschenden

3
Kunsthaus des Hamburger Kunstvereins und Haus des Berufsverbandes Bildender Künstler
Photos: 1, 2 Klaus F. Kallmorgen, Hamburg; 3 Conti-Press, Hamburg

schwierige Probleme. Im Zentrum der Stadt, dicht neben der Eisenbahn, sollte eine Insel der Kunst mit der bestehenden Kunsthalle, einem neuen Haus für den Berufsverband Hamburger Künstler und dem neuen Kunstverein entstehen. Ist die Kombination von Altbau (1863) und Neubau (1886 von Lichtwark geplant, 1920 fertiggestellt) der Kunsthalle schon ein sehr fraglicher Anblick, so erschien der Vorschlag eines modernen Baues in unmittelbarer Nähe noch fraglicher. Zudem mußte ein enormer Höhenunterschied überbrückt werden.

Eine zweigeschossige Tiefgarage ist in doppeltem Sinn Träger der Neubauten, indem auch ihre Einnahmen Unkosten finanzieren helfen. Über ihr ist eine große freie Terrasse, die wie ein Forum wirkt. In einem der dekorativen Wasserbecken liegt Maillols «Le Fleuve».

Von der Kunsthalle kommend, schreitet man geradeaus auf das Haus der Hamburger Künstler zu. Es ist viergeschossig; Glas und Backsteinquadrate wechseln an der Fassade ab. Architektonisch bildet es einen guten Schlußpunkt gegen die Alster. Leider wird der Besucher in den Ausstellungsräumen vom Verkehr und vom einfallenden Licht gestört, so daß er sich schwer auf die Kunstwerke konzentrieren kann. Oben im Panorama-Restaurant werden die Fehler von unten zu Pluspunkten. Links ein Blick auf die Binnenalster und das Rathaus, rechts ein herrlicher Ausblick auf die Außenalster, dazwischen feste Mauer, die die Ausblicke rahmt. Ein Glaswandelgang verbindet dieses Gebäude mit dem von ihm unabhängigen Kunstverein.

Der Kunstverein war ausgebombt und durfte nach dem Krieg unter Carl Georg Heise als Gast in der Kunsthalle ausstellen. 1962 stellte die Stadt den Bauplatz und Totomittel für einen Neubau zur Verfügung, der im Mai dieses Jahres fertig wurde.

Im Kunstverein werden Wechselausstellungen von alter, öfter aber von neuer Kunst gezeigt. Für diesen immer wieder improvisierten Vorgang hätte man wohl bis vor kurzem bewegliche Wände, von Glaswänden umgeben, gewählt (Centre Culturel in Le Havre und Skandinavischer Pavillon an der Biennale). Der Kunstverein entschied sich für das Gegenteil. Die grauweiß getönten Innenwände sind stabil, und um dies zu betonen, ist eine Hauptwand unverputzt geblieben. Diese Lösung bedingt, daß das Haus einem Idealmodell gleicht. Tatsächlich ist die Differenzierung der Räume so gelungen, daß das Ganze für kleinere Ausstellungen aufteilbar ist. Durch eine eingezogene Wand ist zum Beispiel der große Hauptraum von einem kleineren getrennt und bildet doch eine Einheit mit ihm, so daß größere und kleinere Vernissagen darin abgehalten werden können. Das Tageslicht kommt grundsätzlich von oben. Unter den Plexiglaskuppeln ist auch elektrisches Licht eingebaut. Sonnenblenden aus Leichtmetall sind so gestellt, daß immer das hellste Licht auf die Wand fällt. Die Durchgänge von einem Raum in den anderen sind seitlich vertauscht, damit der Besucher nicht vor einer Flucht von Sälen steht. Die Höhe der Räume ist 4,5 m. Die eingezogenen Wände, auf denen die Bilder mit Stahlseilen von dünnen Schienen herabhängen, sind 3,75 m hoch. Der Fußboden ist aus grauem Quarzit.

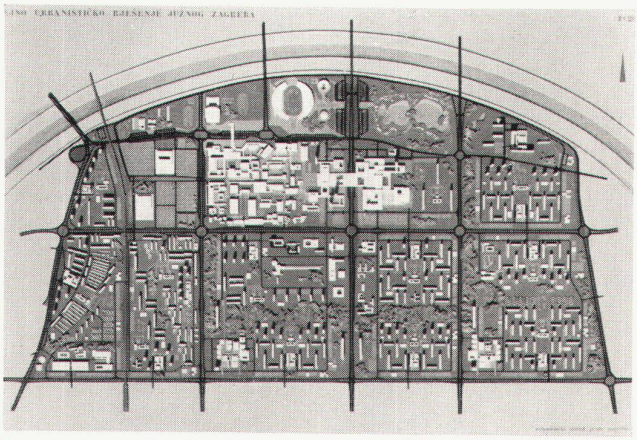
J. Hesse

Architektur in Jugoslawien II

Die Wandlung Jugoslawiens in seine heutige Form als Staatenbund ist allgemein bekannt. Weniger bekannt hingegen sind die damit zusammenhängenden Probleme des Städtebaus und der Regionalplanung in dem von einer relativ lockeren Diktatur geführten Lande. Die Veränderung der politischen und gesellschaftlichen Ordnungen war für den Aufbau der Wirtschaft und der Organisation von grundlegender Bedeutung.

Jugoslawiens Wandlung ist noch nicht abgeschlossen: Die bisherige strenge Herrschaft des Staates wird zusehends gemildert. Immer mehr treten kleinere Gemeinschaften selbstbestimmender und selbstversorgender Natur auf, die ohne behördliche Einmischung ihre Produktions-, Arbeits- oder Finanzpolitik betreiben. Solche Gemeinschaften, zum Beispiel ein Hotelbetrieb mit seinen Angestellten, haben heute die Möglichkeit, selber Geld zu investieren. Dieses Geld ist in der Regel der Einnahmenüberschuß ihres Betriebes. Gegen den Nachweis, daß das Geld nutzbringend angelegt wird, können beim Staat, der Komune usf. Anleihen zu dem eigenen Geld aufgenommen werden. Allerdings muß die Investitionsgesellschaft das Geld innerhalb einer recht kurz bemessenen Frist zurückzahlen.

Solche Investitionsgesellschaften betei-



1

2

3

ligen sich mit wachsender Regsamkeit am Wohnungsbau, einem der dringlichsten Probleme des Landes. So gibt es schon eine ganze Reihe von Siedlungen, die nicht nur durch private Initiative, sondern auch weitgehend mit privaten Mitteln verwirklicht wurden.

Die großen urbanistischen Projekte allerdings, wie zum Beispiel die Erweiterung der Stadt Zagreb oder die Erbauung von Novi-Beograd, liegen ganz in den Händen des Staates. Nur der Staat kann solche weitläufige und großzügige Projekte ins Auge fassen und auch wirklich realisieren, da er fast unbeschränkt über Boden und Mittel zur Bewältigung dieser Aufgaben verfügen kann, gemäß einem Gesetz aus dem Jahre 1958 zur Verstaatlichung der Grundstücke. Die Besitzer des Landes wurden gegen eine Entschädigung gezwungen, ihr Land an den Staat abzugeben. Außer dieser Entschädigung in bar erhielten die ehemaligen Besitzer das Recht, als erste das Land bis zu seiner Überbauung zu bewirtschaften, als erste es auch zu überbauen und später darauf zwei bis drei Wohnungen zu besitzen, um den Raumbedarf der Familie zu befriedigen.

Von den zahlreichen städtebaulichen Instituten Jugoslawiens – jede größere Stadt und viele kleine besitzen eines – werden eifrig Vorschläge zur Neubebauung, Erweiterung oder Restaurierung der Städte ausgearbeitet. Dabei gehen die Fachleute sehr vorsichtig zu Werke: In Zusammenarbeit von Soziologen, Städteplanern, Wirtschafts-, Finanz- und Industriefachkräften, Politikern usw. werden die Entwicklungsmöglichkeiten Jugoslawiens genau studiert. Durch regelmäßig abgehaltene Konferenzen sind diese Fachleute ständig miteinander in Kontakt. Haben die urbanistischen Büros einen Vorschlag für ihr Gebiet umrissen, wird dieser mit den anderen Vorschlägen verglichen und geprüft und dann der betreffenden Gemeinde zur Annahme empfohlen. Dieser Generalplan, wie er genannt wird, hat als Grundlage ein Gesetz aus dem Jahre 1949. Nach diesem Gesetz muß der Generalplan, der mitbestimmend ist für die Entwicklung der Städte, Dörfer, Gemeinden usw., im Einklang mit dem Wirtschaftsplan des Landes stehen, nach dessen Voraussetzungen er geschaffen und durch welchen er auch ergänzt wird. Die genehmigten Projekte werden im Rahmen der Stadtplanung in einzelnen Phasen, die von der generellen Situationsbestimmung bis zur Detailbehandlung aufeinanderfolgen, bearbeitet.

Nach der städtebaulichen Bestandesaufnahme, die mit den Richtlinien für die Entwicklung des Siedlungsgebietes koordiniert ist, beginnt die städtebauliche Planung im engeren Sinne: die Einteilung der Gebiete in Wohnen, Arbeiten, Erholung und Sport usw. und die Lösung der Verkehrsprobleme. Die nächste Phase enthält die Bearbeitung im Detail. Die einzelnen Objekte werden von den verschiedenen Architekten, die mit diesen Aufgaben betraut wurden, projektiert und wieder geprüft und auf eine städtebauliche Einheit abgestimmt. Für die ernsthafte Bemühung um gute urbanistische Lösungen in Jugoslawien spricht die Tatsache, daß allein in Kroatien seit dem Krieg über 100 Entwürfe für die Bebauung von Städten, Dörfern und Gemeinden ausgearbeitet wurden beziehungsweise in Ausarbeitung stehen.

Diese Bemühungen sind aber auch notwendig, da man in dem Lande bis nach dem Krieg fast keine urbanistischen Bestimmungen und gesamthafte Überbauungspläne für die Städte kannte. Selbst eine große Stadt wie *Zagreb,* das frühere Agram, hatte bis unmittelbar vor dem Krieg keinen Regulierungsplan für seine Weiterentwicklung. Es wurden bloß jeweils Pläne für einzelne Stadtteile entwickelt, wenn es die unmittelbaren Bedürfnisse verlangten. So wurde einmal dieser, dann jener Stadtteil isoliert behandelt, ohne Rücksicht auf die benachbarten Gebiete. Das führte natürlich dazu, daß in der Stadt bald einmal ein urbanistisches Chaos herrschte, von dem eigentlich, neben der Altstadt, nur die unbebauten Flächen des Zrinjevac und des Trg Marsala Tita (Marschall-Tito-Platz) ausgenommen wurden. Große Gebiete südlich der Stadt, die wertvolles Bauland sind, wurden schlecht und falsch überbaut. Auch war die Ausnutzung des Bodens viel zu gering. Ein Wirrwarr von minderwertigen kleinen Häuschen wurde ohne Planung auf das ganze Gebiet bis zum Ufer der Save gestreut.

Nach einigen abgelehnten Vorschlägen wurde im Jahre 1958 der noch heute gültige, richtungsweisende Überbauungsplan für Zagreb geschaffen. Dieser sah die Erweiterung der Stadt für zirka 600000 Einwohner vor (gegenwärtig zählt die Stadt ungefähr 500000). Wegen des dynamischen Wachstums der Stadt aber wurde der Plan revidiert und Raum für

1
Stadtplanung im südlichen Teil von Zagreb. Entwurf: Stadtplanungsamt Zagreb

2
Philosophische Fakultät und (rechts) Maschinen- und Schiffbaufakultät in Zagreb. Architekten: Bozidar Tusek; Kazimir Ostrogovic

3
Die neuen Fakultätsgebäude von Süden. Architekt: Bozidar Tusek; Marijan Haberle, Minka Jurkovic; Radovan Niksic, Ninoslav Kucan

4

4
Neue Wohnhäuser in Zagreb. Architekt: Bozidar Rasica

900000 vorgesehen. Das Wachstum der Stadt erklärt sich aus der rapiden Zunahme der Industrie in Jugoslawien, die sich auf Zagreb, als größte Industriestadt, am meisten auswirkt.

Der Ausbau der neuen Wohngebiete erstreckt sich vor allem nach Süden gegen die Save hin. Diese Richtung wird auch in Zukunft für die Bautätigkeit der Stadt am wichtigsten sein. Damit sich aber die Stadt gegen die Save hin ausbreiten kann, müssen umfangreiche Vorarbeiten geleistet werden; vor allem müssen die Bewohner der kleinen, häßlichen Häuser aus der Zwischenkriegszeit, die ohne jeden Sinn gebaut wurden und eben jenes Chaos bilden, ausgesiedelt und neu untergebracht werden. Dann müssen die leer gewordenen Quartiere abgebrochen und der Boden für die neue Überbauung frei gemacht werden. Wenn das Gelände von seinen Hindernissen befreit sein wird, kann die neue Überbauung, die im Gebiete vor der alten Stadt schon weit fortgeschritten ist, sich weiter ausbreiten und schließlich auch jenseits der Save fortgesetzt werden.

Gemäß dem Plan werden sogenannte Schnellwege und -straßen von der bestehenden Stadt durch die neue gezogen. Das sind breite Straßen, auf denen sich der private und öffentliche Verkehr abspielen wird. Diese Schnellstraßen, die genau in der Richtung von Norden nach Süden fließen, werden von gleichgroßen in Ost–West-Richtung angelegten Straßen durchkreuzt, die an der bestehenden Stadt vorbei durch die neuen Viertel führen. Die Straßenbahnen, die in der Neustadt über der Erde geführt werden, sollen in der Altstadt als Untergrundbahn fortgesetzt werden. In den durch die Schnittpunkte der Schnellstraßen gebildeten Rechtecken, Flächen von etwa 35 ha, werden die Siedlungen entstehen. Diese Siedlungen, «Mikrorayons» genannt, erhalten die für ihre Wohnhäuser entsprechend notwendige Zahl von Schulhäusern, Warenhäusern, Läden, Restaurants usw. Für das ganze neue Wohngebiet werden Spitäler, Hotels und Verwaltungsgebäude notwendig sein. Diese werden über die ganzen Mikrorayons verstreut angelegt. Im allgemeinen werden die Wohnhäuser eine Höhe von 4 bis 8 Stockwerken erreichen. Dazwischen werden niedrige Bauten eingepaßt für Schulen, Sporthäuser und ähnliches. Um das Stadtbild zu beleben, werden auch einige Punkthäuser, vor allem Bürohäuser, dazwischen gestreut, einzeln oder in Gruppen, wie es das Stadtbild eben verlangt.

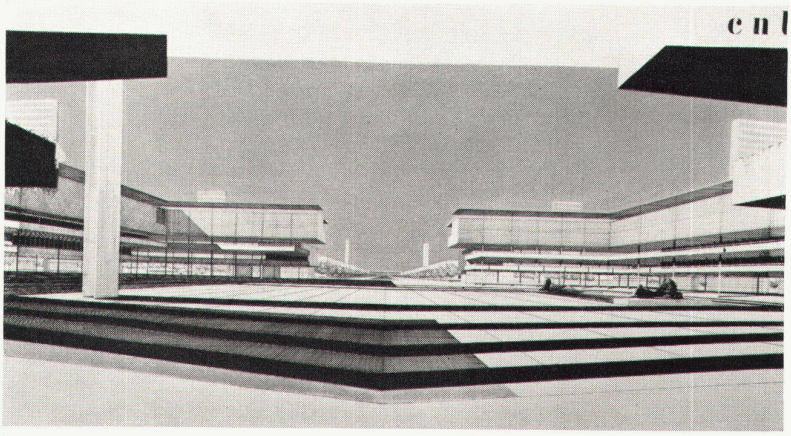
Auch in der Innenstadt werden umfangreiche Änderungen vorgenommen. Eine ganze Reihe öffentlicher Gebäude ist um das Stadtzentrum konzentriert; das verursacht schon heute, hauptsächlich in bezug auf den Verkehr, einige Schwierigkeiten. Deshalb ist genügend Platz im neuen Stadtteil und in den Mikrorayons frei gelassen worden, der diese Gebäude später aufnehmen kann. Im Stadtinnern werden dafür neue Betriebe und Gesellschaftsgebäude errichtet, wie zum Beispiel das im Bau stehende Rathaus, ein Konzerthaus; der geplante Justizpalast wird auch seinen Platz in der Stadtmitte finden. Ebenfalls um dem wachsenden Verkehr gerecht zu werden, müssen ungünstig gelegene Gebäulichkeiten weichen. Daneben saniert man die Höfe der Stadt; man wandelt sie in Parks um, damit die Stadt mehr Grünfläche gewinnt. Durch die Erweiterung der Stadt wird allmählich auch die Save in das Stadtbild einbezogen. Ihre Ufer, die weitgehend ihrer Natürlichkeit beraubt werden müssen, sollen mit besonderer Sorgfalt behandelt werden. Man hatte auch schon vorgeschlagen, Kanäle von der Save abzuleiten und in die Stadt zu führen, was zweifellos das Stadtbild dieser eher trockenen Stadt angenehm belebt hätte, aber aus technischen Gründen, vor allem wegen der Erhöhung des Grundwasserspiegels, abgelehnt werden mußte.

Belgrad

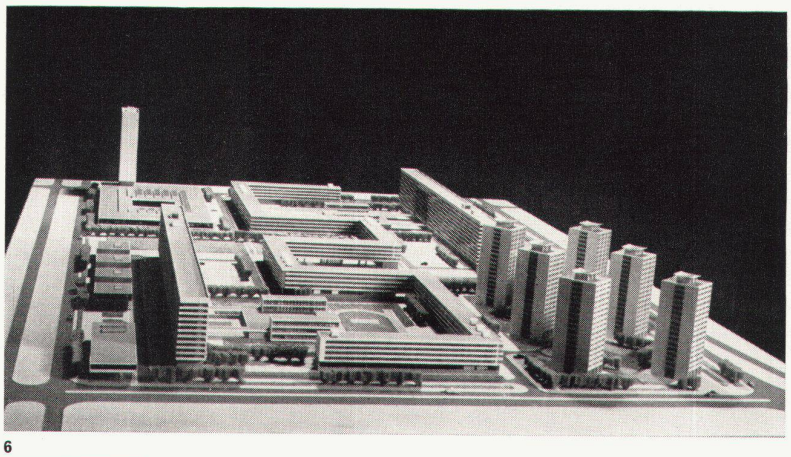
Belgrad liegt auf der südlichen Seite des Zusammenflusses der Save mit der Donau, vor dem Wasser und ehedem auch vor Angreifern geschützt, auf einer Anhöhe. Wenn man einen Plan der Stadt betrachtet, sieht man, daß Belgrad sich bis an das Ufer der Save ausgebreitet hatte, nicht aber darüber hinaus. Nördlich von Belgrad, kurz vor der Stelle, wo die Save in die Donau fließt, liegt die kleine Stadt Zemun. Die Entwicklung dieser Stadt geschah in nordwestlicher bis südwestlicher Richtung. Gegen Osten hin war der Weg durch das natürliche Hindernis der Donau versperrt. Belgrad dagegen breitete sich immer südlich aus, so daß die Stadt allmählich eine längliche Form annahm und sich in einen «Schlauch» zu verwandeln begann. Zwischen diesen beiden Städten klaffte nun an der Biegung der Save eine leere Fläche. Diese Entwicklung der beiden Städte, auseinander statt gegeneinander, läßt sich mit der Tatsache erklären, daß lange Zeit die Save eine Grenze bildete, welche erst aufgelöst wurde, als Belgrad nach dem Ersten Weltkrieg Hauptstadt von Serbien wurde.

Bald danach ging man daran, einen Plan für die Erweiterung der Stadt zu schaffen. Der Plan sah vor, das brache Land zwischen Belgrad und Zemun dafür auszunutzen. Aber erst nach dem Zweiten Weltkrieg konnte man sich ernsthaft mit diesem Projekt befassen, wobei die neue Bodenpolitik eine wesentliche Erleichterung für die Realisierung des großen Vorhabens brachte. Für die sich rasch vergrößernde Stadt war ein neuer Stadtteil vorgesehen, der Lebensraum für 250000 Menschen haben soll (vgl. WERK 3/1962, Seite 56*).

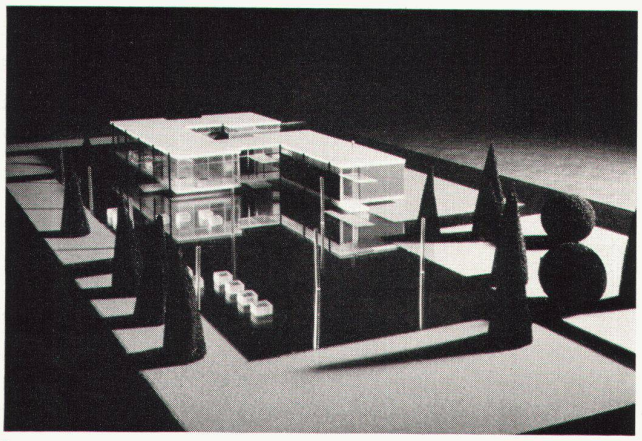
Die geplante Stadt soll die beiden Städte Belgrad und Zemun miteinander verbinden, mit diesen verwachsen und das natürliche Zentrum von Groß-Belgrad werden. Hierfür ist die Lage des neuen Stadtteils ideal und die Wahl dieses Gebietes richtig getroffen, wenn auch in dieser Gegend viele Schwierigkeiten in bezug auf die Beschaffenheit des Bodens zu überwinden sind. Der Baugrund ist eher schlecht und ziemlich sumpfig. Um den Boden brauchbar zu machen, mußten als erstes riesige Pumpen eingerichtet werden, die aus den Flüssen Sand ansaugen und auf das Bauland ausschwemmen. Die dabei mitfließenden Wassermengen werden wieder in die Flüsse zurückgeleitet. Mit diesem Auffüllen des Baugrundes werden gleichzeitig zwei Ziele erreicht. Erstens wird der Boden trocken und somit tragfähiger. Zweitens wird er gleichzeitig um etwa 3 m gehoben, wodurch ein besserer Schutz gegen die recht oft über die Ufer tretende Save geschaffen wird. Auf diesem Land, das zweifellos der größte und wichtigste Bauplatz Jugoslawiens geworden ist, wird nach seiner Vollendung Novi-Beograd (Neu-Belgrad) stehen. In ungefähr 15 Jahren soll diese modernste Stadt des Balkans fertiggestellt werden. Die Planung erfolgte auf ähnliche Weise wie die der Erweiterung Zagrebs. Mehr noch als Zagreb könnte Neu-Belgrad eine selbständige Stadt werden, die für sich existieren könnte. In ihr ist das neue Regierungsgebäude für das Land Serbien entstanden, in ihr werden der neue Bahnhof und weiter die wichtigsten öffentlichen Gebäulichkeiten der Stadt untergebracht sein.



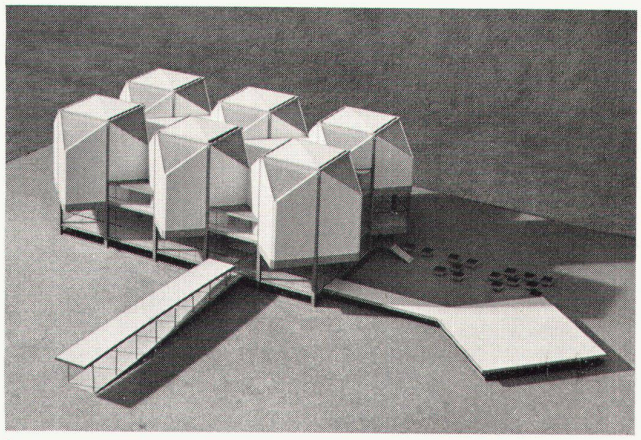
5



6



7



8

Projekte aus Neu-Belgrad
(vgl. WERK-Chronik 3, 1962, S. 57)*

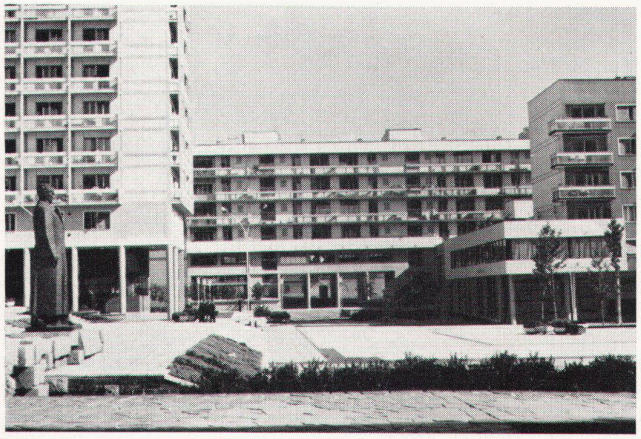
5
Siedlungskern

6
Wohnbauten

7
Restaurant. Architekt: Maksimovic

8
Kunstmuseum. Architekten: Iva Antic, Ivanka Raspopovic

Durch seine ideale Lage aber wird Novi-Beograd das Zentrum bilden, zu dem hin sich die Stadt entwickeln kann, statt sich, wie die meisten Städte, immer neue Peripherien zu schaffen.
Bevor man mit der Arbeit auf dem Bauplatz begonnen hatte, wurden Studien vorgenommen, die eine weitreichende Normierung der Bauteile schaffen sollte. Damit will man die Baukosten senken und die Bauzeit verkürzen. Namentlich für die Wohngebäude hat man dann eine Normierung der Bauteile gefunden, die, wie Fachleute von Neu-Belgrad versichern, diese Vorteile bringen können. Vorgefertigte Betonpfeiler in der Höhe eines Geschosses werden anstelle der tragenden Backsteinwände verwendet. Diese werden rasch mit Hilfe eines Kranes nach einem Rastermodul versetzt. Diesem Raster angepaßt, werden große Tafeln aus Hohlkörperelementen vorfabriziert. Diese werden auf die Pfeiler gesetzt und mit einem Betonüberzug zu einer Decke ausgebildet. Auch Treppen, Brüstungen usw. sind großenteils genormt und vorgefertigt. Diese Bauweise erleichtert natürlich die Konstruktion und verkürzt die Bauzeit, beeinträchtigt aber gleichzeitig die Architektur. Man fühlt heute schon in der noch nicht fertigen Stadt eine gewisse Monotonie, statt, wie man erwartet hatte, eine Einheit der Gebäude, die den gleichen Zweck erfüllen. Diese Mißstimmung wird noch erhöht durch die mannigfaltigen Verkleidungen, mit denen man die Fassaden versieht. Früher – das heißt an den ersten Gebäuden, die gebaut wurden – kam meistens ein Verputz zur Anwendung, der dann gestrichen wurde; allerdings gebrauchte man dazu viele verschiedene Farben. Heute kann man oft große graue Flecken in den Fassaden entdecken, die von der vorzeitigen Verwitterung der Farbe oder des Putzes herrühren. Anstelle von Putz braucht man neuerdings Keramikplatten, die zwar dauerhafter, deswegen aber nicht unbedingt schöner sind. Statt einer Harmonie der Materialien bei verschiedenen Maßen treten gleiche Längen und Breiten, die für den gleichen Zweck geschaffen wurden, in den unterschiedlichsten Materialien auf. Für repräsentative Bauten allerdings hat man die Materialien sorgfältig ausgewählt und aufeinander abgestimmt, ihre Dauerhaftigkeit und Verwendungsmöglichkeit geprüft, dabei aber offensichtlich von den Kosten abgesehen. Belgrader Fachleute sagten, man habe nach dem Bau des Regierungsgebäudes festgestellt, daß noch Geld übrigblieb, und nun wolle man damit für die Erbauung der übrigen Stadt auskommen . . .
In der Tat sind die Wohnungen für unsere Verhältnisse etwas klein. Man rechnet im allgemeinen in Jugoslawien für einen Bewohner in der Wohnung das Maximum von 10 m² Wohnfläche. In Neu-Belgrad wurde dieses Maximum auf 13 bis 15 m² erhöht. Das bedeutet also für eine Familie mit 4 Personen höchstens 60 m² Wohnfläche – Treppenhaus, Küche, Bad eingerechnet. Dazu muß jeder Mieter die Kücheneinrichtung selber mitbringen. Vorgesehen sind lediglich die Anschlüsse für Gas oder Elektroherd, Kühlschrank und Spülbecken. Diese Maßnahme, die man eigentlich zur Verbilligung der Baukosten getroffen hatte, erwies sich als Trugschluß: man muß nämlich die Leitungen für Gas und für Elektrizität legen, und der Mieter wird



9

mit dem Zwang, die Apparate selber kaufen zu müssen, auch noch mehr belastet.

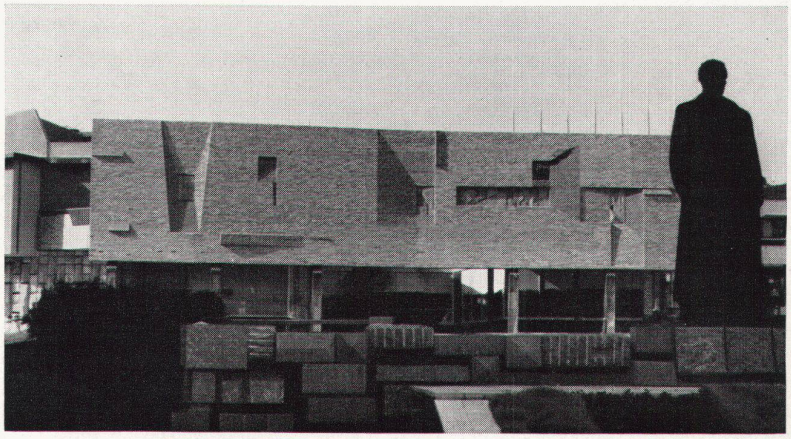
Das Schönste an Neu-Belgrad werden bestimmt die öffentlichen Gebäude und Anlagen sein. Für die Gestaltung der Uferzonen wurde viel Sorgfalt aufgebracht; ein künstlicher See wird entstehen, auf dem Segelboote verkehren werden und an dessen Ufern die Leute in Badeanlagen am gefilterten Wasser sich erholen können. Das interessante Projekt der neuen Gemäldegalerie von Jvo Antic befindet sich gerade in der Ausführung.

Am Ufer des künstlichen Sees, dessen Form übrigens so geschaffen wurde, daß die darin entstehende Strömung die Boote treibt, ist ein elegantes Restaurant, als Pavillon ausgebildet, von Architekt S. Maksimovic harmonisch in die Landschaft eingefügt worden.

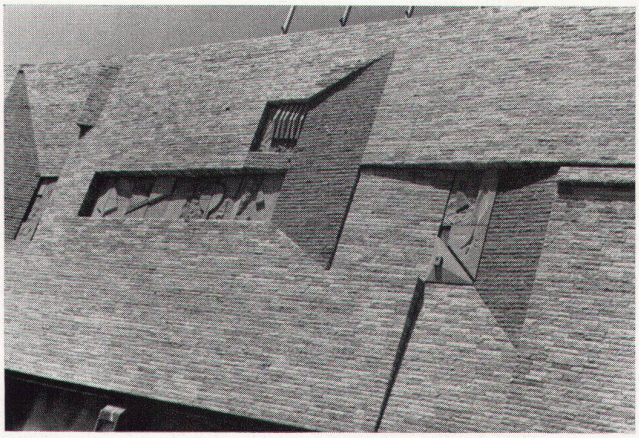
Gegenüber der oft anonymen Leere in Novi-Beograd ist das Gefühl, das der Besucher des neuen Stadtzentrums von *Uzice Titova* empfindet, erfüllt von angenehmer Menschlichkeit. Diese ruhige, behagliche Atmosphäre wurde erreicht durch den menschlichen Maßstab des Platzes, die natürlichen, sich verwandten Materialien, die zur Anwendung gelangten, und durch die Erhaltung der natürlichen Geländebildung. Uzice Titova ist eine kleine Stadt in Serbien, das ehemalige Zentrum der Revolution im Jahre 1941. Zu Ehren des damaligen Chefs der Revolution und heutigen Staatschefs Marschall Tito wurde anläßlich des 20. Jahrestages der Revolution dieser Platz geschaffen.

Rund um den Platz befinden sich die öffentlichen Einrichtungen der Stadt, Post, Banken, Läden, Cafés usw. In den oberen Stockwerken sind Wohnungen untergebracht. Im Hintergrund der Gebäudegruppe, die den Platz umschließt, steht das Theater. Interessant daran ist, daß sein Eingang hinter einer Mauer steht und gar nicht sichtbar ist. Diese Mauer aus Naturstein wurde in Zusammenarbeit mit einem Bildhauer entworfen; sie bildet den Hintergrund für das Standbild des Marschalls. Der Platz ist, der Geländeneigung angepaßt, in verschiedene Ebenen unterteilt, die durch Treppen und breite Stufen miteinander verbunden sind. Schade ist vielleicht, daß die Lösung dieser Aufgabe nicht einem einzigen Architekten übertragen wurde. Es haben zwei Architekten daran gewirkt, Stanko Mandic und Prof. Martinovic. Hätte nur einer die Aufgabe zu lösen gehabt, wäre die Einheit des Platzes mit seiner Umgebung sicher besser getroffen worden.

Ulrich Ramseyer



10



11

Stadtzentrum von Uzice Titova

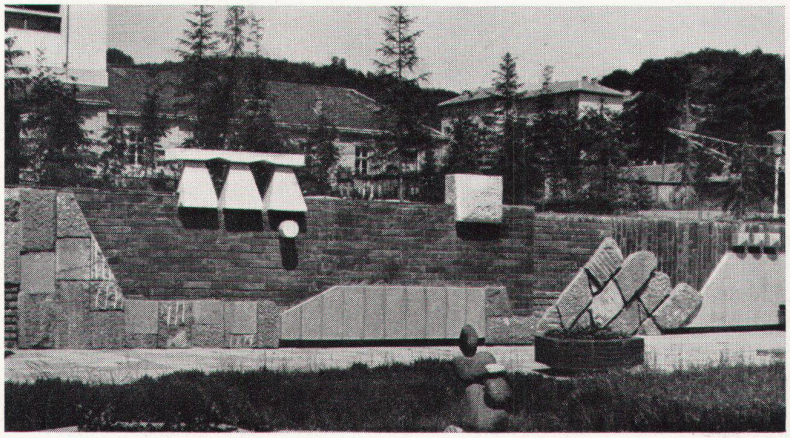
9
Wohnhäuser und Denkmal

10
Denkmal und Theater

11
Wand zwischen Denkmal und Theater

12
Dekorative Mauer

Photos: 1–4 Urbanisticki Zavod Grada Zagreba



12

Wettbewerbe

(ohne Verantwortung der Redaktion)

Entschieden

Primarschulanlage Allenwinden in Baar

In dieser zweiten Stufe des Wettbewerbs für die Ortsplanung Allenwinden mit Dorfkerngestaltung traf das Preisgericht folgenden Entscheid: 1. Rang (Fr. 8000): W. Christen, A. Staub, Architekten, Zürich und Menzingen, Hannes Müller, Ar-